

Den verborgenen Gott sehen

Gerd Haeffner, München

„Man sieht nur mit dem Herzen gut.“ Dieses schöne Wort aus dem „Kleinen Prinzen“ von A. de Saint-Exupéry findet man heute oft zitiert, gerade im Zusammenhang mit den Dingen des Glaubens. Nach mancherlei vergeblichen oder noch im Gelingen enttäuschenden Versuchen, sich mit den Kräften des kühl objektivierenden und scharf analysierenden Verstandes im Dickicht des Lebenstumults zurechtzufinden, spricht einen damit eine vergessene Einsicht an, die neu zu entdecken wohl tut.

Doch leicht mischt sich in die freudige Zustimmung auch ein falscher Ton. Im Gegenwartsdeutsch meint das „Herz“ in erster Linie den Sitz des Gemüts, der Gefühle und der vitalen Bindungen. Häufig ist ein Beiklang von Gefühlseligkeit (Sentimentalität). Wird auf das Recht des Herzens gegenüber den Ansprüchen der Vernunft gepocht, so verbindet sich mit dieser an sich legitimen Grenzziehung heute nicht selten eine Überschätzung des Irrationalen, die gefährlich ist, nicht zuletzt für das religiöse Leben. Wie aber kann man dem beirrenden und ermüdenden Hin und Her zwischen Rationalismus und Irrationalismus entgehen? Doch nur, wenn die verborgene Mitte gefunden wird, in der sowohl die Vernunft wie das Gemüt zu Hause sind.

Einen Weg zu jener Mitte suchend, gehen wir zurück auf eine ältere Tradition, die auch noch älter ist als B. Pascals bekanntes Wort von den Gründen, „*raisons*“, des Herzens, zu denen der Verstand (*raison*) keinen Zugang hat (*Pensées* 277, nach der Zählung von Brunschvicg). Es ist das Evangelium. In der Bergpredigt findet sich der Satz: „Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ (Mt 5,8; zum Motiv vgl. auch Eph 1,18) Dieser Satz sollte im Zentrum der theologischen Erkenntnislehre stehen. Er macht keinen Unterschied zwischen dem Gemüt und dem Verstand, sondern hebt das reine vom unreinen Herzen ab. Darin liegt sein unvergleichlicher Realismus und seine unmittelbare Verwurzelung in der Praxis, weit diesseits des ideologischen Streits über die öffentliche Über- und Unterschätzung des Verstandes oder des Gemüts. Denn das „Herz“ in der biblischen Sprechweise meint einfach die Mitte eines Menschen, in der sowohl sein Denken wie auch sein Fühlen und Wollen verwurzelt sind.

Das reine Herz hat die Fähigkeit, Gott zu „schauen“. Mit diesem „Schauen“ ist gewiß nicht nur die jenseits der Todesgrenze erhoffte, alles Verlangen stillende „Schau von Angesicht zu Angesicht“ gemeint.

Denn auf der einen Seite suchen wir ja nach einer Erkenntnis Gottes, die uns für dieses Leben Licht und Stärkung sein soll. Und auf der anderen Seite wäre die Ewigkeit des geschenkten göttlichen Lebens zu gering geachtet, wenn wir sie schlechthin an die Beendigung des irdischen Lebens binden würden. Die Verheißung Jesu bezieht sich also auf ein „Schauen“, das anfänglich schon jetzt möglich ist.

Was aber ist ein reines Herz? Man wird zunächst, dem Bild folgend, an ein Herz denken, das sich „sauber hält“ vom Morast der Laster. Und gewiß kann ein Mensch weder das Wahre noch das Gute treffen, wenn ihm seine Leidenschaften über den Kopf wachsen oder, was häufiger ist, diesen in ihren Dienst nehmen. Aber ebenso wichtig ist etwas anderes: Die Geradheit der Absicht im Tun des Guten. Allzuoft schielen wir ja nach Anerkennung, wenn wir das tun, was als gut gilt, besonders dann, wenn es über den Umkreis unserer Pflichten hinaus geht. So ist dann das eigentliche Motiv einer Hilfeleistung, eines Verzichts auf Rache oder billige Befriedigung nichts anderes als der Wunsch, gelobt zu werden. Fast jeder, der sich „aufgeopfert“ hat, weiß, wie weh es tut, wenn das von niemandem bemerkt oder wie eine Selbstverständlichkeit einfach hingenommen wird. Und wohl jeder hat den Drang gespürt, selber über seine guten Taten zu reden oder in irgendeiner indirekten Methode darauf aufmerksam zu machen. Mindestens aber hatte er das Bedürfnis, sich selbst, dem von der Mitwelt wenig Gewürdigten, geistig auf die Schultern zu klopfen. Dabei war ihm aber doch bewußt, daß es am edelsten wäre, ohne jede Erwartung des Lobes, das Gute einfach deswegen zu tun, weil es gut ist. Wenn Jesus in dem Teil der Bergpredigt, der von den „traditionellen“ Werken der Frömmigkeit (Beten, Fasten, Almosengeben) handelt, immer wieder davor warnt, die guten Werke zur Schau zu stellen, und sie sogar der jeweils eigenen selbstbezogenen Reflexion des Handelnden nicht überlassen möchte, sagt er: „Dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten.“ (Mt 6, 18) Gott sieht aus dem Verborgenen seines Wesens ins Verborgene der schlicht getanen Güte.

Umgekehrt: Wer ohne berechnende Absicht gut ist, wessen Intention auf das gute Handeln rein ist, der „schaut“ Gott. Freilich ist das ein „Schauen“ besonderer Art. Für gewöhnlich heißt schauen: etwas, das sich meinen Augen präsentiert, wahrnehmen – und das gilt gleichermaßen für das Schauen mit dem Auge des Leibes wie mit dem des Geistes. Angeschaut kann nur werden, was aus der Verborgenheit herausgenommen und ins Licht gestellt ist. Das Verlangen aber, Gott *so* schauen zu wollen, geht ins Leere. Er ist kein sichtbarer Gegenstand, ja überhaupt nicht mit den Kräften unserer Sinne erfaßbar. Er ist auch kein Gegenstand geistigen Anschauens in dem Sinne, daß wir seiner durch eine ra-

tionale Durchforschung der sinnlich erfahrbaren Wirklichkeit so ansichtig werden könnten, wie uns das – in gewissem Maße – für die Strukturen und Verlaufsgesetze der Natur möglich ist. Unter der „Optik“ solchen Schauenwollens suchend, finden wir Gott nicht. Er bleibt verborgen, und durch nichts gelingt es uns, Ihn aus dieser Verborgenheit herauszulocken und so unserem Wunsch nach sicherer Gotteserkenntnis Erfüllung zu verschaffen. Die sogenannten „Gottesbeweise“, so wichtig sie auch sein mögen, bringen uns ja nur zu einem Wissen, das, wie Thomas von Aquin sagt, mehr ein Nichtwissen denn ein Wissen ist; sie umschreiben mehr einen Begriff, als daß sie eine Wirklichkeit berühren.

So besteht der Weg zur „Anschauung“ Gottes paradoxerweise darin, daß wir Ihm in seine Verborgenheit folgen. Denn diese Verborgenheit, die sich für jeden auf Erforschung eingestellten Blick als eine Nacht darstellt, die alles in sie ausgestrahlte Scheinwerferlicht verschluckt, ist nichts nur Negatives. Sie gehört zur Überfülle und Einfachheit des göttlichen Wesens selbst. An solcher Einfachheit hat der ohne Verzweckung schlicht getane Dienst Anteil, insofern er aus einem Können hervorgeht, dessen der Handelnde nicht so mächtig ist, wie er, kraft seiner Freiheit, technischer Handlungsmöglichkeiten mächtig ist. Das von fremder Absicht freie Gute ist ja nur, wie man sagt, durch „Gnade“ möglich. Die Gnade aber hat an der Dunkelheit ihres Ursprungs teil – einer Entzogenheit für den beherrschenden und genießenden Blick, die diesem Ursprung ebenso wesentlich ist, wie der Grund, aus dem das Wasser hervorquillt, im Dunklen verborgen bleiben muß.

Kann unter diesen Umständen noch von einem „Schauen“ die Rede sein? Wie soll man verstehen, daß die Menschen, die reinen Herzens sind, Gott „schauen“? Für dieses Leben jedenfalls wird dieses Wort vom „Schauen“ wohl so zu deuten sein, daß derjenige, der dem Zug in die Verborgenheit Gottes folgt, sich im Dunklen erwartet und angeschaut und aufgehoben „weiß“ (vgl. Kol 3, 13; 1 Kor 13, 12). Dieses Wissen ist zunächst sicher nicht von der Art des Satzhaften; es muß auch nicht bewußt vorhanden sein. Es ist seinerseits eher die – intermittierende – Quelle von Empfindung und Wissen, als selber schon Wissen; Quelle, die „überfließt“ in die „geistlichen Sinne“, so daß es zu einem Geschmack für das Göttliche im Erfülltsein, für das Anrühren im Erfäßtsein usw. kommt. Quelle, aus der sich aber auch die Fähigkeit zur intellektuellen Einsicht im Nachdenken über das Geheimnis Gottes speist. Beide jedoch, Gefühl und Einsicht im göttlichen Bereich, müssen, solange dieses Leben dauert, immer wieder zurückgelassen, „vergesen“ werden, damit die Reinheit des Herzens nicht, auf subtile Weise nun, Schaden leidet.